

## Laut sein

6.56 Uhr: dreimaliges Türzuschlagen, 7.10–7.18 Uhr: Bohrmaschine, 7.20–7.31 Uhr: lautes Brüllen (Ehestreit?), 7.45–7.52 Uhr: Möbel rücken.

Schreiben Sie gerade an einem solchen Lärmprotokoll für Ihren Anwalt, weil Ihr Nachbar zum wiederholten Mal Ihre wohlverdiente Ruhe gestört hat? Dann wird Sie dieses Kapitel wahrscheinlich nicht so begeistern. Im Gegenteil.

Theodor Lessing (1872–1933) war Philosoph, Publizist, Pädagoge und ein bisschen wie Sie: lärmempfindlich und wehrhaft bis zum Rechtsweg. Noch vor dem Ersten Weltkrieg gründete er einen deutschen Antilärm-Verein und geißelte in seiner Kampfschrift «all dies entsetzliche Randalieren, dies unaufhörliche Brüllen, Dröhnen, Pfeifen, Zischen, Fauchen, Hämmern, Rammeln, Klopfen, Schrillen, Schreien und Toben».

Das kommt Ihnen bekannt vor? Lessing wohnte allerdings in München ausgerechnet zwischen zwei Varieté-Theatern, was ihn zu der Bemerkung veranlasste, sein Bett stehe «in einer Brandung von Geräuschen». Seine Vereinszeitschrift *Der Antirüpel* gab hierzu praktische Tipps. Sie riet ihren Lesern zum sofortigen akustischen Gegenangriff, wenn der Krach von nebenan nicht mehr auszuhalten sei. Also Paukenschläge oder Ähnliches. Doch der Antilärm-

Verein floppte. Die Mitglieder zahlten ihre Beiträge nicht, der Kampf für eine Wiederherstellung der Ruhe war ihnen dann doch keinen Penny wert. Nach drei Jahren war der Verein pleite und die Häme in der Bevölkerung groß, besonders bei den Genossen der Arbeiterparteien und – wundert es – bei den aufkommenden Automobilclubs. Theodor Lessing war bis auf die Knochen blamiert.

Tatsächlich war es noch nie so still auf Erden wie heute. Man muss nur die frühen Schriftzeugnisse der Menschheit studieren, um sich das bewusst zu machen. Im berühmten *Gilgamesch-Epos*, 3000 vor Christus entstanden und auf Tontafeln in Keilschrift niedergeschrieben, ist zu lesen: «Die Welt brüllte wie ein Stier, und der große Gott wurde durch den Lärm gestört.» Der römische Dichter Juvenal fand 117 nach Christus offenbar auch keine besseren Verhältnisse vor: «Es ist absolut unmöglich, irgendwo in der Stadt zu schlafen. Der unaufhörliche Verkehr von Wagen in den Nachbarstraßen genügt, um Tote aufzuwecken.»

Nicht erst seit Lessings Antilärm-Kampagne wurde vieles immer leiser. Beim Häuserbau ergreift man schalldämmende Maßnahmen, die immer effizienter werden, «smarte» Züge wie der ICE bieten einen fast lautlosen Fahrkomfort, und selbst das penetrante Klappern der Schreibmaschine ist inzwischen von der akustischen Landkarte verschwunden. Trotzdem wurde im Land der Dichter und Denker immer schon besonders gern über Lärm gejammert. «Ohne Ruhe geht es nicht, Ruh' ist erste Bürgerpflicht», drohte August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, leider war Schiller ein knappes Jahrhundert zuvor auch nicht anderer Meinung. Der Kampf gegen das Teppichklopfen zur Mittagsstunde war lange Zeit ein typisch deutscher Feldzug

für Recht und Ordnung. Wer öffentlich lärmt, könnte eine Revolution anzetteln, die es in Deutschland übrigens nie wirklich gegeben hat. Nur ein leiser Untertan ist nun mal ein guter Untertan.

Die Vorbereitungen dazu beginnen schon in der Kindheit. In Deutschland gehören Ermahnungen wie «Nicht so laut!» oder «Sei still!» seit Jahrhunderten zum Standard-repertoire übereifriger Pädagogen.

Heute ist es vor allem bei kinderlosen Akademikern und frustrierten Großstädtern schick, über eine Vertreibung der Stille zu klagen. Sie schimpfen über Babygeschrei und Party-musik, die Schritte des Mieters über ihnen und das unange-nehm laute Summen ihres Laptops. Ab und an brauchen sie einen Anwalt, denn auch wenn man an sich tolerant ist, kann man sich nicht alles bieten lassen. Dann führen sie zivilrechtliche Klagen etwa gegen das Kirchenläuten, als hätten es die Glaubensgemeinschaften in Deutschland nicht ohnehin schon schwer genug, sich ins Bewusstsein der Menschen zu rufen. Gleichzeitig idealisieren die städtischen Lärmhasser die Stille in der Natur so übertrieben, dass man sofort merkt, sie haben dort niemals länger gelebt.

Krähende Hähne zur Unzeit, hämmernde Spechte, klä-fende Hunde an der Kette – da ist das bisschen Straßenlärm in der Innenstadt doch die reinste Wohltat. Jean-Jacques Rousseau, bekanntermaßen ein großer Freund der Natur, schrieb in seiner *Träumerei eines einsamen Spaziergängers*: «Eine durchgängige Stille führt zur Traurigkeit. Sie ist ein Bild des Todes.» Kein Wunder also, dass uns die Ruhe vor dem Sturm Unbehagen bereitet und dass so viele Menschen zu Hause oder im Auto Selbstgespräche führen. Auch der 1998 verstorbene Philosoph Jean-François Lyotard mochte

die Stille nicht: «Es ist die Gesundheit, die rauscht, Lärm macht.»

Wer lärmt, der lebt. So einfach ist das. Der Schamane bahnt sich mit lautem Trommeln den Weg zu Trance und Transzendenz. Und wenn ein Brasilianer oder Argentinier am Sonntagmorgen vor seinem Haus laute Musik hört, dann will er seinen Nachbarn erfreuen, in Deutschland würde man ihm die Polizei ins Haus schicken oder eben ein Lärmprotokoll aufsetzen.

Wer wirklich zur Ruhe kommen will, lässt sich von an-deren nicht daran hindern. Er überhört, was er nicht hören mag. Man muss also die Weisheit nicht mit dem Löffel ge-gessen haben, um zu wissen: Nicht der äußere Lärm ist das Problem, sondern die innere Ruhe, die der Mensch verloren hat. Deshalb soll auch Erich Kästner in diesem Kapitel das letzte Wort haben: «Es ist so furchtbar still hier. Mir fehlt der Krach.»

#### Literaturhinweis:

Schafer, Murray, *Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens*, Frankfurt am Main 1988.



## Müll nicht trennen

Warum verbringen die Deutschen ihren Urlaub so gerne im Ausland? Wegen des besseren Wetters? Des billigen Sprits? Aber nein: sondern weil sie dort ihren Müll nicht trennen müssen. Ferien in der Karibik, am Ägäischen Meer oder auf Teneriffa bedeuten eben nicht nur Badeurlaub, sondern auch Flucht vor dem grünen Punkt und der gelben Tonne, Befreiung von den deutschen Müllsheriffs und dem schlechten Gewissen, den Abfall wieder mal nicht ordentlich sortiert zu haben. Wie schön ist es doch in anderen Ländern. Da öffnen nicht alle hundert Meter farbige Container ihren mahnenden Schlund. Hier wirft man den Unrat zumeist in einen einzigen Eimer, und niemand schimpft einen deswegen «Öko-Schwein».

Bei uns erwarten Staat und Greenpeace, dass noch in der kleinsten Küche eine Armada an Behältern Spalier steht: für Glas, Altpapier, Verpackung, Biomüll, Restabfall ... Der Wahnsinn des politisch korrekten Entsorgens macht am Ende selbst vor dem Computer nicht Halt, wie der Publizist und Internet-Freak Peter Glaser befürchtet: «MP3-Dateien in die blaue Tonne, Text in die gelbe, Grafik in die rote.»

Ohnehin beschimpft man uns unentwegt, wir würden viel zu viel Müll produzieren. Dabei weiß doch jedes Kind: Mit abnehmendem Wohlstand nimmt auch der Müll ab.



Und werden wir mehrwertsteuergeplagten Deutschen etwa immer reicher?

Trotzdem werden wir auf Schritt und Tritt von Recyclingfetischisten drangsaliert. Wer aber würde nicht versagen beim farbengeleiteten Entsorgungstanz vor den Containern im Hinterhof: Wohin mit den blauen Flaschen? Gehören sie zum Grünglas? Müssen Gläser ausgespült und die Deckel vorher abgeschraubt werden? Und das tote Meer-schweinchen? Darf es in den Biomüll? Auch wenn es eine Pfandflasche verschluckt hat?

Einkaufen ist eine Halbtagsstelle, deutsche Mülltrennung ein Fulltimejob. Hier ein bisschen zu panschen und zu schummeln ist ein Kavaliersdelikt. Ist man doch schon glücklich, wenn beim Abtransport die Tüte mit dem stinkenden Unrat nicht im Treppenhaus zerplatzt. Von den heraustropfenden Säften, die mit uns die Stiegen hinunterlaufen, wollen wir gar nicht erst reden!

Selbstverständlich bemüht man sich, aber es will nicht gelingen: Die Batterie fällt in die verwelkten Salatblätter, die Plastiktüte rutscht zwischen das Altpapier, das verschimmelte Marmeladenglas landet im Restmüll. Und wir beten, dass uns kein Nachbar mit Ökotick dabei beobachtet. Denn spätestens seit John Waters Filmsatire *Serial Mom* – *Warum lässt Mama das Morden nicht?* wissen wir, von welcher Seite des Gemeinwesens die größte Gefahr droht. Kathleen Turner spielt hier eine überkorrekte Bilderbuchhausfrau, die gelegentlich Leute umbringt, wenn sie ihren Sinn für Ordnung verletzen. Besonders gern Nachbarinnen, die ihren Müll nicht trennen.

Doch den Müll nicht zu trennen, ist eine schlechte Gewohnheit, die morgen schon eine gute sein wird. Mittler-



weile sind bereits bundesweit Sortiermaschinen im Einsatz, deren Fähigkeit zur Ordnungsstiftung ans Phantastische grenzt. Ihnen gelingt, was uns Menschen versagt bleibt: aus einem ekelerregend dreckigen Gemisch sortenreine Stoffe auszuscheiden. Möglich wird das dank optischer Sensoren. Tatsächlich ist die Fehlerquote bei diesen Wundermaschinen geringer als beim Containereinwurf von Menschenhand. Warum sollten wir uns also noch länger plagen?

## Mit vollem Mund sprechen

«Heute ist doch Vollmond! Man darf also mit vollem Mund sprechen, oder?» Blöder Witz, natürlich. Als bräuchte man die Gestirne, um seinen schlechten Gewohnheiten nachzugehen. Dabei geht es durchaus auch so.

Und überhaupt ist der Mensch kein wild mampfendes Tier und auch kein gefühlskalter Sprechcomputer, sondern ein kultiviertes Wesen, in dessen Mund sich Natur und Zivilisation aufs vortrefflichste zusammenfinden. Die physiologische Primitivität der Nahrungsaufnahme einerseits, die kunstvolle Performanz des erlernten Sprechens andererseits. Oder wie es in dem ansonsten eher schwer verdaulichen Lust-Spiel *Die geretteten Köche* von Alfred Kolleritsch heißt: «Es wird zu unbedacht zwischen Sinnlichkeit und Geist unterschieden. Was ist das für eine merkwürdige Regel, dass man mit vollem Mund nicht reden darf? Im Mund sei die Trennung aufgehoben. Die Trennung von Körper und Geist ...»

Zugegeben: Wer mit vollem Mund spricht, wird manchmal nicht verstanden, es spritzt und schmatzt und sabbert, auch können zerkaute Essensbröckchen und Fetttropfen entweichen und auf dem Tisch oder gar dem Teller des Gegenüber landen. Das sind keine erstrebenswerten Vorfälle, aber sie lassen sich mit ein wenig Übung vermeiden.



Beim Kauen Konversation zu betreiben ist eine Gewohnheit, die Verteidigung verdient. Zu essen ist nämlich eine selbstsüchtige Angelegenheit, wie Georg Simmel (1858–1918) in seiner *Soziologie der Mahlzeit* schon 1910 schrieb: «Was der Einzelne isst, kann unter keinen Umständen ein anderer essen.» Traurig, aber wahr: Beim Essen ist der Körper einsam. Das gemeinsame Mahl inklusive eines gepflegten Tischgesprächs schafft auf elegante Weise Abhilfe. Wer mit vollem Mund parliert, durchbricht die Vereinzelung radikal. Er nimmt auf und gibt gleichzeitig ab – im besten Fall kluge Worte. So wollen wir ein schlecht gefügtes Bonmot von Oscar Wilde (1854–1900) einfach umdrehen und auf diese Weise doch noch etwas Wahres sagen: «Lieber mit vollem Mund sprechen als mit leerem Kopf.»

Interessierten Zeitgenossen, die keiner Diskussion aus dem Weg gehen, bleibt letztlich nichts anderes übrig, als trotz Speiseresten im Mund das Wort zu ergreifen. Denn bis alles heruntergeschluckt ist, hat sich das Gesprächskarussell längst drei Argumente weitergedreht. Im Übrigen ist das Gedächtnis der meisten Menschen auch nur in Maßen belastbar. Wer bei einer angeregten Tischdebatte wartet, bis der volle Mund wieder leer ist, der hat bis dahin oft schon vergessen, was er eigentlich sagen wollte.

In jedem Fall liegt das Tischgespräch im Trend. Man sollte das nicht für selbstverständlich halten, schließlich ist es noch nicht lange her, da bläute man Kindern im schlimmsten Drilljargon ein: «Sei still! Bei Tische spricht man nicht!»

Heute dagegen haben die Anbieter von Sprachkursen eine neue Dienstleistung im Angebot, die aufhorchen lässt: *Speating*, eine Kombination aus *speaking* und *eating* – aus Sprechen und Essen also. Eine Doppelstunde verläuft in

etwa so: In fremdländischen Restaurants wird aufwendig gespachtelt und dabei unter Anleitung in der Sprache des Kochs gesprochen. Während man sich Gabelbissen in den Mund schiebt, gibt man gerade gelernte Konservationsbrocken zum Besten. Das ist nicht nur lustig, sondern auch ziemlich effizient. Die meisten Menschen essen ja gerne, haben aber immer weniger Zeit und noch weniger Lust, regelmäßig einen Sprachkurs zu besuchen. Als *Die Zeit* im Frühjahr 2004 erstmals auf die «*Speating*»-Kultur stieß, brachte sie das Phänomen dann auch unverklemmt auf den Punkt. Die Titelzeile hieß: «Mit vollem Mund!»

#### Literaturhinweise:

Kolleritsch, Alfred, *Die geretteten Köche. Ein Lust-Spiel*, Salzburg 1997.

Simmel, Georg, *Soziologie der Mahlzeit*, Berliner Tageblatt, 10. 10. 1910.